

**Geschichte**  
der  
**altdeutschen Dichtkunst**  
in  
**Bayern.**

Herausgegeben auf  
mit Unterstützung  
des Königs



Veranlassung und  
Seiner Majestät  
von Bayern

**MAXIMILIAN II.**

von  
*Jacynth*  
**Dr. H. Holland.**

---

Regensburg.

Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.  
1862.

## B.

### Volksthümliche Epen.

Nachdem längere Zeit fast nur in lateinischer Sprache gedichtet worden war, trat mit dem XII. Jahrh. der deutsche Vers wieder in sein Recht ein und zwar in verjüngter und verbesserter Gestalt. Das alte Singen des Volkes hatte unterdessen nicht geschwiegen, die Heldenlieder waren immer noch lebendig, sie waren ein beinahe unverwüsthliches Erbgut. Wer sie zuerst gesungen, weiss Niemand, Keiner kann sagen, wer sie erfunden hätte, wer sie weiter gepflegt, wer sie neu gesungen; die Form wechselte mit der langsam sich umbildenden Sprache, aber der alte Inhalt blieb. Darum ist uns kein Name gewahrt, denn Keiner konnte sie als sein Eigenthum in Anspruch nehmen. — Fahrende Singer, Spielleute waren es, und die arme „fahrende Diet“, welche den Hort der Nation in gebrechlichen Händen trugen.

Zwar hatte der fromme Ludwig die von seinem Vater müheselig veranstaltete Liedersammlung wieder vernichtet; sie klangen ihm gar zu heidnisch und waren ihm deshalb verhasst, so sind sie uns dem Wortlaute nach verloren; ihr Sinn aber ist uns erhalten, in Märchen und Sagen, Liedern und Sprüchen, die aus dem Volksmunde nicht auszurotten waren und nur desto wuchernder gediehen, je mehr sie von aussen Verfolgung erlitten. Wenn nach Aventin's Zeugniß die Bauern seiner Zeit noch vom Berner sangen, und in dieser beliebten Tonart noch immer Lieder gedichtet wurden, so sind das nur die letzten lebendigen Nachklänge des uralten Heroenliederbuches, das Ludwig zwar verbrennen, aber nicht aus den Herzen löschen konnte.

Wir haben wohl zu unterscheiden zwischen dem eigentlichen Volksgesang, den weiteren naheverwandten Spielmannsliedern und der mehr in künstlerisches Gewand übergegangenen Heldenpoesie. Das Nibelungenlied z. B. wurde gerade durch die neue Fassung dem Volke entfremdet, es wurde in der uns überlieferten Form nun gelesen und Eigenthum der Gebildeten, während die alten ächten Lieder noch immer auf Märkten und in Schenken und beim fröhlichen Treiben des Volkslebens beliebt waren und verlangt wurden.

Betrachten wir nun diese drei Grundtypen der volksthümlichen Dichtung, die sich beinahe durch das ganze Mittelalter zieht und lange neben und unter der folgenden höfischen Poesie einhergeht.

Die älteste, dem Volke eigene Sangesweise ist sicherlich der Lerchenschlag des Jodelns.<sup>1)</sup> Das in frischer Alpenluft aufjubelnde Herz tönt darinnen seine Freuden und Regungen aus. Niederziehend mehr an die Vorberge und in's Flachland auslaufend, kommt das Schnaderhüpfel, das baiwarische Distichon; wie jeder Sommer neue Alpenblumen blühen und welken lässt, erweckt er auch in Scherz, Spott und Liebe neue Gesänge und lässt sie wieder verwehen. Sie fliegen in zahlloser Menge hin und her bei Zitherspiel und Tanz. Verwandten Ursprung und ähnliches Schicksal haben die Schmählieder, welche oft viele Strophen zählen und nach eintöniger Melodie gesungen werden. Irgend ein komischer Vorfall, wo sich Einer lächerlich gemacht, gibt den Stoff, einige Burschen setzen sich in den langen Winterabenden zusammen und machen ein Gedicht daraus, welches dem Betreffenden und dann der Reihe nach Jedem, der es hören will, vorgesungen wird. Diese Lieder wechseln, sie entstehen und verwehen mit der Zeit, das Interesse daran schwindet, so wie ein Vorfall neuen Stoff liefert. Manche, die vor wenigen Jahren beliebt waren, sind jetzt vergessen. Anderer Natur sind die Trutzreime, mit denen zwei tüchtige „schneidige“ Burschen einander gegenüber anbinden, und nicht selten sich stundenlang trotzend, angefeuert durch das schallende Gelächter ihrer Umgebung, einen poetischen Ring- und Wettkampf bestehen und ihre geistige Kraft und den stechenden Witz und den beissenden Spott so lange bewähren, bis der eine besiegt und völlig geschlagen ist. Es ist etwas reckenhaftes in dieser volksmässigen Poesie, die bisweilen schliesslich wohl auch in thatkräftiger bäuerischer Ritterlichkeit endet. Das ist im Volksleben von jeher so gewesen, das alte Leben lässt sich aus dem heutigen leicht herausfühlen und wer daran noch zweifeln sollte, dem setzen wir ein Schnaderhüpfel entgegen, das fast vor tausend Jahren an den Ufern des Tegernsees gesungen wurde,<sup>2)</sup> das sich glücklicher Weise bis auf unsere Tage erhalten hat, und jetzt auch nicht anders lauten könnte.

<sup>1)</sup> Vgl. über das volksthümliche Singen und dessen Alter Quitzmann Heidenthum. S. 234. 251. 262.

2) Dû bist mîn, ich bin dîn:  
des solt dû gewis sîn.  
dû bist beslozen  
in mînem herzen:  
verlor'n ist daz slüzzelîn:  
dû muost immer drinne sîn.

Neben diesem Volksgesange, der ebenso gut die Grundlage der Lyrik wie der Epik bildet, treten die eigentlichen Spielleute auf, die aus ihrem Singen ein Gewerbe bilden und als unruhige Wandervögel umherziehend, ein schnellverrauchtes Leben führen. Viel Gesindel läuft mit unter dieser Rubrik, Gauckler und Springer und Gaucklerinnen, Kerle mit Meerwundern und fremden Thieren, Spassmacher und Puppenspieler, die den alten Hildebrand mit Docken aufführten,<sup>1)</sup> dann die fahrenden Schüler, die unter dem Vorwande, sich zum geistlichen Stande zu bilden, herumstreunten, in Backstuben übernachteten, in Zechen und Herbergen lagen, Teufelsbannerei trieben, überall aber böse Streiche verübten und als ein wahrer Landschaden das dumme Volk mit ihren Kniffen brandschatzten. Dazu kamen noch die Kleriker, die des ewigen Psalmodirens müde, über die Klostermauern sprangen, Vorbilder des Pfaffen vom Kahlenberg, die mit Schwänken und lustigen Einfällen, auf gut Glück in der Welt weiter trieben. Den Mittelpunkt bilden die fahrenden Spielleute,<sup>2)</sup> die mit Musik und Gesang den Festlichkeiten und Jahrmärkten nachzogen und von den Ueberresten der Mahlzeiten (vgl. König Rother. v. 1871 ff.) und freiwilligen Spenden der Ergötzten sich nährten. Ein solcher Vortrag heisst bald „cantilena“, bald „versus“, bald „ludus“ oder „jocus, rumor, fabula“, je nach seinem tragischen, komischen, mythischen oder der Thierfabel entnommenen Stoffe, woraus die deutschen Namen Lied und Leich zu entnehmen sind. Sie wurden dem Volke auf Plätzen und Kreuzwegen gesungen, sie erschollen an offenen Strassen und Wegscheiden, sie wurden dem Reichen über seinem Gastmahl vorgespielt und vorgetragen.<sup>3)</sup> Das waren also die Volkssänger, die den Hort der alten, in der Tradition lebenden Lieder und Heldensagen trugen, die davon sangen und sagten, die von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt die Kunden und Mären trugen, für bescheidene Gabe leiernd und singend. Die Schilderung, die der schwäbische Marner<sup>4)</sup> im XIII. Jahrh. von diesem nicht beneidenswerthen Handwerk gibt, passt ganz wohl auch in die frühere Zeit. Singe ich den Leuten vor (sagt er), so will Jeder etwas anderes: der erste will vom Berner Dietrich hören, der andere vom König Rother, der dritte will den Sturm auf Reussen, der vierte Egge-

<sup>1)</sup> Eine Abbildung dieses Puppenspieles, welches noch Praetorius († 1680) in seiner Weltbeschreibung erwähnt, steht schon im hortus deliciarum der Herrad von Landsperg (Aebtissin zu Hohenburg im Elsass). † 1195.

<sup>2)</sup> Schnurrpfeifer und Dudelsackbläser „snarrenzaere“ Walther v. d. Vogelw. S. 80, 33.

<sup>3)</sup> Zeugnisse dafür in der Vorrede zum II. B. der Deutschen Sagen der Gebrüder Grimm.

<sup>4)</sup> 1246–67. v. d. Hagen Minnesänger. II. 251. Nro. XV. Str. 20.

harts Noth, der fünfte von Frau Krimhilt, sie verlangen von Heime und Witig zu hören, Sigfrids und Egges Tod, ein anderer will Liebeslieder, an denen sich der nächste langeweilt und dafür einen Rundgesang mit „nu sust, nu so, nu da, nu dar, nu hin, nu her, nu dort, nu hie“ verlangt, Mancher hätte gerne „der Nibelunge Hort“ u. s. w.

Diesem ungeschliffenen Wesen gegenüber erscheinen nun feinere Poeten, die das edle Metall von den Schlacken sonderten, ihr Gepräge darauf drückten und so, obwohl mit geminderter Kraft, ein selbständiges Ganze herstellten, das auf künstlerische Vollendung mehr Anspruch erheben konnte. Es sind Compositeure, Zusammenfüger, die mit den widerspenstigen Stoffen ihre liebe Noth haben, dabei ist ihr Geschäft ein wenig lohnendes, denn sie wagen nicht ihren Namen an das Werk zu bringen, das so gross vor ihnen steht und das sie nicht erfunden, nur aus dem Formlosen neugestaltet haben. Sie selbst singen nicht mehr, ihre Vortragsweise ist höchstens eine Art Recitativ, welches aber bald ganz dem Schreiben und Vorlesen weicht. Es mussten also gebildete Leute sein, Männer, die in den Klosterschulen etwas gelernt hatten, oder gar Kleriker selbst, die vielleicht an den schönen Erinnerungen ihrer Jugend zehrten. Man sieht ihnen den Nutzen und die Zucht an, die sie aus der Beschäftigung mit der lateinischen Sprache erlernt hatten. Sie wussten die grössere Regelmässigkeit der lateinischen Sprache zu schätzen und wollten diese Errungenschaft nun auch der deutschen Sprache angedeihen lassen. Früher war beim Rhythmus den Senkungen wenig Aufmerksamkeit zugewendet worden. Sie waren zwischen den regelmässigen Hebungen nach Belieben entweder vervielfältigt worden oder ganz ausgefallen. Jetzt wurden immer mehr nach lateinischen und französischen Mustern auch die Senkungen nach bestimmter Regel eingeschaltet. So bildete sich im XIII. Jahrh. der deutsche Jambus und Trochäus. Und neben dem festeren Rhythmus tritt nun auch eine bestimmtere Eintheilung nach Strophen. Selbst das gleichmässige fortlaufende Epos bequemt sich jetzt zur Strophenabtheilung, es entsteht die vielgebrauchte sogenannte Heldenstrophe. Sie besteht aus vier Langzeilen, wovon die drei ersten sieben, die vierte acht Hebungen haben. Ihre Langzeilen selbst bestehen aus zwei Theilen, wovon der erste reimlos, der zweite gereimt ist. Als aber die deutschen Dichter immer mehr Fertigkeit im Reim erlangten, so wurde er auch am Ende der ersten Hälfte der Langzeile in den Heldenstrophen angewendet.<sup>1)</sup> Zur weiteren manchfaltigen Ausbildung des Strophenbaues trug aber besonders der hohe Aufschwung bei, den die Lyrik nahm. Da wurden

<sup>1)</sup> Scholl und Pfeiffer Deut. Lit. 1855. I. S. XII.

in den verschiedensten Tönen die Lieder ausgebildet und jeder Dichter wollte Meister in einem eigenen Tone sein.

Was nun die Zeit des Heldengesanges vor der höfischen Dichtung betrifft, so fehlen uns zwar sichere Angaben und Urkunden, dass diese Sagenkreise in Bayern ihre Gestaltung erhielten, dass sie aber existirten, dürfen wir unbedenklich annehmen, jüngere Nachrichten aus dem XV. bis XVI. Jahrh. berichten wenigstens, dass sie auf unserem Boden ganz und gar eingebürgert waren, sodann aber gränzt unser südlicher Landesstrich so nahe an den Lombardischen Sagenkreis, dass es ganz unmöglich zu sein scheint, derselbe sollte nicht schon frühzeitig zu uns herübergespielt haben. Vorerst ist Dietrich von Bern der erkörnte Liebling der volksmässigen Epik, der älteren sowohl, welche die Poesie der Fahrennden höfisch verfeinerte, als der späteren, wo diese wieder zum Meister- und Bänkelgesange hinabstieg: in ihm hat sich der alte germanische Donnergott geborgen und seine alten Mythen auf ihn übertragen; er kämpft in Tirol mit Zwergen, Riesen und Drachen. Sodann kam der mächtige Wolddietrich bald nach Bayern; wir haben die Nachricht, dass das alte von Tagmünden dem Bischof von Eichstätt geschickte Buch, aus welchem das spätere Gedicht entnommen, auf Anlass einer Aebtissin von St. Walpurgis daselbst, von zweien Meistern, welche den Ton dazu erfunden, gesungen und gesagt worden.<sup>1)</sup> Ecken- ausfahrt, Sigenot und Laurin wurden zuerst in Bayern gedruckt und letzterer ist nach Roths Vermuthen<sup>2)</sup> in Bayern gedichtet, darinnen wird die „Kampfheit“ genannt, so heisst eine Gegend bei Furt im „bayerischen Walde,“ hart an der böhmischen Grenze; und Aventin (Chron. 1580) schreibt „vom Kunig Laurin, von welchem wir noch viel singen und sagen, seyn alte Reimen ein gantz Buch voll noch vorhanden, doch auff poetisch art gesetzt.“<sup>3)</sup> Das ächt volksmässige Buch von Salomon und Morolf hat Gregor Hayden und zwar nach einem lateinischen Original bearbeitet und dem Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg (in der Oberpfalz) zugeeignet.<sup>4)</sup> Es sind,

<sup>1)</sup> V. d. Hagen Grundriss. S. 8. Minnesänger. IV. 223.

<sup>2)</sup> Dr. Karl Roth Dichtungen des deut. Mittelalters. 1845. S. 150.

<sup>3)</sup> Ferner: „Die von Tyrol am Oschland (Etschland) zeigen noch den Harnisch König Lareyns, vnd der gemein Mann solts jhnen glauben, dass ers sey.“ In Tirol sind auch (Zingerle's Laurin. 1850. S. XI.) drei Rosengärten, in Lana, dann bei Algund und auf dem Schlern, wo überhaupt Riesen und Zwergen hausen. — Das Gedicht vom Rosengarten (HS. auch in München) hat K. Bartsch nach der Pommersfelder HS. des XIV. Jahrh. herausgegeben. Wien 1859 (und im IV. Bd. von Pfeiffers Germania).

<sup>4)</sup> Docen im II. St. von v. d. Hagens Museum. HS. aus dem XV. Jahrh. zu München; 28 Blätter in Fol. mit Salomons Jagd beginnend.

wie J. Grimm sagt, im Gedächtniss der Sänger fortgepflanzte, endlich aus dem Munde des Letzten nur roh und ungenau für den Druck oder eine blosse Niederschrift aufgefasste Lieder. Die Sagen von den Amelungen, vom Berner Dietrich, vom Franken Sigfrid und den Burgundenkönigen, kurz alle historischen Lieder wurden zu Tänzen gesungen. Denn was irgend sich ereignete, ward in ein Lied gebracht; das ganze Mittelalter tanzte und war so tanzlustig, dass sogar eine Tanzkrankheit zum Ausbruch kam. In den Osterspielen tanzten die Ritter singend zu dem Grabe, das sie bewachen sollten, die lärmende Judenschaar tanzte zum Pilatus, auch die Landsknechte sprangen den Reihen bis auf Prinz Eugen herab und selbst der Tod führte in ausgelassener Lust, trommelnd und pfeifend, den Reigen. — Albrecht von Kemenaten und Kaspar von der Röhn sind die offenkundigen Namen, welche die letzte Hand an die alten Lieder gelegt haben.

Ein sehr bedeutsamer Zug ist es, dass alle Namen, welche in der alten germanischen Stamm- und Heldensage auftreten, sich in den mittelalterlichen Taufnamen und ebenso in den Ortsbenennungen<sup>1)</sup> wiederfinden. Ingo und Irmino, die Söhne des Mannus, Sigi und Skilto, die Söhne Odins, Gram, der Sohn Skilto's, Heimo, Fasolt, Witolt, Iring, Wato und seine Söhne, der Schmidemeister Wieland und sein Bruder Eigil, Wielands Sohn Wittich, Mimr, sein Lehrmeister, Warmund und Uffo, Kipiho und alle Helden der Gibiche, Welsungen, Nibelunge und Amelungen sind durch entsprechende Eigennamen und Ortsnamen in den ältesten baiwarischen Urkunden vertreten.

Ein Held, der so eigentlich durch die Volkssage aufgewachsen ist, dann aber von der lateinischen und von der ritterlichen Epik in gleicher Weise durch mehrere Jahrhunderte in Anspruch genommen wurde, ist unser Herzog Ernst. Die Sage davon soll, sei es nun in gebundener oder freier Rede, zuerst im Kloster von St. Gallen aufgeschrieben oder abgefasst worden sein; wenigstens gibt Fugger in seinem Ehrenspiegel, die leider nicht documentirte Notiz, dass einer der Mönche daselbst den Herzog Ernst gedichtet habe.<sup>2)</sup> Von da musste das Lied oder Buch nach Tegernsee gekommen sein, was bei dem literarischen Verkehr der beiden Benediktinerstifte leicht denkbar

<sup>1)</sup> Vgl. Gotthard Ueber die Ortsnamen in Oberbayern. Ein Programm zum Jahresbericht des Lyceums zu Freising, 1849, und Quitzmänn Heidenthum. 1860. S. 139.

<sup>2)</sup> Haupt (Zeitschrift VII. 193 ff.) vermuthet, das niederländische Buch sei das älteste, nach ihm habe ein Geistlicher erst das lateinische Opus gekünstelt und auch das oberdeutsche Gedicht sei aus jener Quelle geflossen.

ist. Die erste zuverlässige Nachricht und ausdrückliche Nennung findet sich in einem Briefe des Grafen Berthold II. von Andechs, der gar wohl auch ein Familieninteresse an der Sache haben konnte und deshalb im Jahre 1180 an den Abt Ruprecht (1155—86) um eine Copie von diesem Buche anhielt.<sup>1)</sup> Dass es in deutscher Sprache geschrieben sein konnte, lässt sich, wie man glaubt, aus dem noch erhaltenen Schreiben entnehmen.

Bald darauf findet sich schon ein grosses Gedicht von 5560 deutschen Versen, welches Heinrich von Veldeke nach einer zu Babenberg (v. 3631) gefundenen lateinischen Quelle gereimt haben soll, indess beinahe gleichzeitig ein Geistlicher zu Magdeburg ein aus acht Büchern und 4000 Hexametern bestehendes Opus daraus fertigte und seinem 1199 eingesetzten Erzbischof Albrecht dedicirte. Von da an häuften sich die Bearbeitungen in deutscher, wie auch in lateinischer Sprache und Prosa, bis auf Kaspar von der Röhn herab, der mit seinem Heldenbuch (1472) das Thor der mittelalterlichen Epik schloss. Desto reicher wucherte das prosaische Volksbuch,<sup>2)</sup> das in unzähligen Auflagen mit dem Volksliede wetteiferte, dessen Ton gar beliebt war und durch neu untergelegte Texte bis auf die neuere Zeit gebracht wurde.

Was den in allen erdenklichen Formen gefeierten Helden betrifft, so ist über seine Person die Historie noch nicht einig. Der wahre Herzog Ernst hat nämlich schon einen älteren gleichnamigen Vorgänger gehabt, von dessen ganz ähnlichen Schicksalen eine gleichlautende Tradition auf den späteren überging, der obendrein noch einen jüngeren Nachfolger nach sich brachte. So streiten sich eigentlich drei gute Namen um die Ehre, die historische Berechtigung in diesem grossartigen Fabelwerke zu geniessen.

Den ersten Anspruch erhebt Graf Ernst aus Bayern, der nebst dem fränkischen Grafen Wernher im Jahre 837 an Kaiser Ludwigs Hofe blühte und im Jahre 865, auf Hochverrath beklagt und seiner Würden beraubt, auf seinen Gütern starb.<sup>3)</sup> Nach diesem Vorläufer tritt Herzog Ernst II. von Schwaben mit besserem Rechte auf diesen poetischen Boden, der Stiefsohn Kaiser Konrad II. des Saliers, der

<sup>1)</sup> Rogo affabilitatem et pietatem tuam, schreibt G. Berthold, sicut bene confido de te, ut annuere digneris petitioni meae et concedas mihi libellum teutonicum de Herzogen Ernst, donec velocius scribatur mihi, quo per scripto continuo remittetur tibi. Pez VI. B. II. 13.

<sup>2)</sup> Historie von Herzog Ernst. Augsburg b. A. Sorg. Incunab. s. a. vgl. Simrock Volksbücher. III. 269—361.

<sup>3)</sup> Vgl. Nachträge zu Görres Volksbüchern in den Heidelberger Jahrb. 1808. S. 411.

seine Mutter Gisela geheirathet hatte. Bei ihm kann aber von keinem bayerischen Herzoge im Sinne der Agilolfinger, Welfen oder Wittelsbacher die Rede sein, denn der schöne Sagenkreis spielt nur nach Bayern herein, der Held aber ist seiner Abstammung nach ein Ostbayer oder Oesterreicher.<sup>1)</sup> Er zerfiel mit seinem Stiefvater über das Königreich Burgund (auf welches er von mütterlicher Seite nähere Ansprüche als der Kaiser, der es wirklich besetzte, hatte), liess sich in den Jahren 1026, 1027 und 1030 in sehr bedenkliche Verschwörungen und Fehden gegen Konrad ein,<sup>2)</sup> worauf er geächtet wurde, da er den Rückempfang Schwabens und selbst den angebotenen Besitz des Herzogthum Bayern mit der Auslieferung seines treuen Freundes Werner (Wezilo, Wesilo) von Dyburg nicht erkaufen wollte. Unstät in den Schluchten des Schwarzwaldes umherirrend, wurde er doch vom Grafen Mangold (Vogt von Reichenau) angegriffen und in blutiger Schlacht mit seinem Freunde Werner erschlagen. Erst nachdem Bann und Acht von ihm genommen, gestattete man seine Beerdigung in der Marienkirche zu Constanz, obwohl eine gegentheilige mit der Volksüberlieferung zusammenstimmende Ansicht den Herzog auf dem sogenannten Rossstall in Mittelfranken begraben wissen will.<sup>3)</sup>

Andere nahmen einen bayerischen Herzog Ernst, Adelheids Sohn und des Otto I. Stiefsohn in die Geschichte auf, obwohl diese zwar von einer Kaiserin Adelheid, (Tochter Rudolf II. Königs von Burgund und Wittve des König Lothar von Italien)<sup>4)</sup> nichts aber von einem Sohne desselben mit Namen Ernst weiss.

Auch die Dichtung schwankt hin und her, so finden wir bei dem angeblichen Veldecke den rothbärtigen Kaiser Otto, indess Kaspar v. d. R. an einen Friedrich festhält, dabei aber wohlweislich den ganzen

<sup>1)</sup> Böttiger im VIII. Jahresbericht des histor. Vereins v. Mittelfranken. 1838. S. 35.

<sup>2)</sup> Im J. 1022 zerstörte er das Schloss Pappenheim im Altmühlthale, welches unfern dem ihm gehörigen Weissenburg am Sand liegt.

<sup>3)</sup> Gegen Böttiger suchte der Bibliothekar Huscher in Ansbach (IX. Jahresb. S. 27) glaubwürdig zu machen, dass man die Leiche doch hieher auf den Rossstall (Rossdal) überbracht haben könne. Vom Rossstall existirt auch eine besondere Sprungsage: daselbst habe (erzählt eine Aufzeichnung von 1617) einst ein Pferd eine Glocke ausgescharrt, darum man dann dieses Kirchlein gebaut; „item dasselb Pferd sey von der Spizen ausserhalb der alten Wahl, von Felsen, darinnen man die Fussstapfen vor drei Jahren noch weisen können, und von einem Maurer im Steinbrechen verworffen worden, biss gen Raitersaich, auf einen Sprung gesprungen, und von Raitersaich gen Gottmannsdorf, dahin man das Kirchlein erbauet.“ Noch im J. 1779 sah Wüstendorfer „die Spitz beim Wagner Bernthal.“ Archiv für Mittelfranken. 1838. S. 30.

<sup>4)</sup> Vgl. Klemm Die Frauen. 1856, III. 261–71 u. 359.

politischen Handel so schnell wie möglich übergeht. Ausführlicher wagt sich der ältere Epiker auf den historischen Boden, hier wird die Nürnberger Veste erobert und Regensburg belagert, obwohl auch die Hauptstärke des Dichters auf die abenteuerliche Fahrt des Herzogs gerichtet ist, zu welcher, wie wir gleich sehen werden, die Geschichte des Herzog Heinrich des Löwen den Stoff geliefert hat! <sup>1)</sup>

Der Inhalt des Herzog Ernst ist beiläufig folgender: Der Herzog wird bei seinem Stiefvater als Verräther angeschwärzt und zwar durch einen Pfalzgrafen Heinrich; Ernst, seiner Vogtei entsetzt, zieht auf Ritterspiel umher, da fällt der Pfalzgraf in seine Lande und nimmt ihm Burgen und Mannen; während er Nürnberg belagert, überfällt ihn Herzog Ernst, der ihm bei Würzburg ein Treffen liefert, wobei der Pfalzgraf unterliegt. Ernst will zum Kaiser, um sich zu rechtfertigen und trifft auf den ungetreuen Pfalzgrafen, dem er das Haupt abschlägt. Die Ermordung des Kaiser Philipp durch Otto von Wittelsbach spielt hier vielleicht unbewusst mit. Nun wird Herzog Ernst geächtet und es entspinnt sich eine Belagerung zu Regensburg, die mit der Uebergabe der Stadt endet. Ernst aber rüstet sich mit seinen Getreuen zu einer Wallfahrt zum heiligen Grab, da er es nicht mit ansehen kann, wie sein Land durch den Kaiser verwüstet wird. Sie fahren durch die Bulgarei nach Griechenland, wo sie gastlich ausgerüstet werden, doch zerschlägt ein Sturm seine Flotte und nur mit einem Schiffe landet er an einem unbekanntem Reich, wo die geschnäbelten Menschen hausen, die eine Jungfrau aus Indien geraubt haben. Er erschlägt viele der Schnabelleute und geräth auf der Weiterreise in's Lebermeer, von dem kein Entkommen möglich. Eingenäht in Häute, lässt er sich von den Greifen <sup>2)</sup> an's Land tragen; worauf dann eine Bergfahrt durch unterirdische Gewässer ihn mit fünf seiner Genossen in das Reich der einäugigen Arimaspen bringt, wo ihm guter Empfang wird und Herzog Ernst sich dem Könige nützlich macht. Ernst bekriegt die benachbarten Plattfüsse, die über Busch und Moor, wo weder Mann noch Ross gehen können, laufen und bei Unwetter die Füsse in die Höhe recken und sich damit schirmen; weiter bekämpfte er die Leute, die gar keine Kleider haben, sondern nur mit ihren langen Ohren sich decken, er schafft sodann den armen Pigmäen Ruhe, indem er die ihnen gefährlichen Vögel erschlägt, zuletzt endlich bändigt er auch noch die benachbarten Riesen. Herzog Ernst bekommt auf solche Art, wie im Märchen, der Reihe nach allerlei seltsame Menschen, denn von allen diesen Rari-

<sup>1)</sup> Vgl. Wackernagel Lit. Gesch. S. 182.

<sup>2)</sup> Vgl. Grässe Sagenhafte Naturgeschichte des Mittelalters. cap. IX.

täten nimmt er ein Exemplar mit sich. In einem Mohrenschiff, das Kauffahrt treibt, fährt er heimlich, aus Sehnsucht nach dem hl. Lande, davon und kommt zu Christen, denen er gegen die Sarazenen beisteht; der Riese, den der Herzog mitgenommen, kommt ihnen dabei gut zu statten, mit seiner Stange erschlägt der Starke mehr als Tausend; auch Herzog Ernst und sein treuer Wetzels vollbringen Wunder der Tapferkeit, so dass die Heiden überwältigt werden und Friedenspfänder zu geben gezwungen werden. Dabei ist es vielleicht eine ächt deutsche Reminiscenz, wenn der Dichter sagt, dass die Heiden ihre Götterbilder auf vierräderigen Karren, mit Meerrindern bespannt, in die Schlacht führen. Ueber Babylon zieht Herzog Ernst endlich nach Jerusalem, wo er über ein Jahr am hl. Grabe bleibt und mit den Sarazenen sich ruhmreich herumschlägt, so dass die Kunde davon auch an den Kaiser und Frau Adelheid gelangt; sie schreibt ihrem Sohne und bittet um seine Heimkehr; so wendet er alsbald zurück, kommt am Christabend nach Babenberg, fällt dem Kaiser in der Mette zu Füßen, erhält Verzeihung u. s. w.

Das Gedicht hat in der Anlage einige Aehnlichkeit mit Ruodlieb, der ja auch von Tegernsee seinen Ausgang genommen. Wie Ruodlieb, so entflieht Herzog Ernst aus dem Vaterlande, jeder von beiden dient dann einem mächtigen König mit grossen Treuen, jeder wird von seiner Mutter wieder in besseren Zeiten zurückgerufen. Was bei Ruodlieb in wohlbewusster poetischer Zierlichkeit geschieht, ist im Herzog Ernst rauh, roh und ungeheuerlich, namentlich die Begebenheiten mit den märchenhaften Menschen, so dass er wie der erste Robinson Crusoe erscheint, doch steht in diesem poetischen Hintergrunde, von dem sich unser Held immer so stattlich abhebt, noch viel mehr. Auf das Volk hatte das Unglück und der Heldenmuth eines Herzog Ernst einen tiefen Eindruck gemacht. Die Schicksale der verschiedenen Träger dieses Namens häuften sich auf einen, der rein gewaschen von allen Verbrechen, nur im Heiligenscheine der Ritterlichkeit, Freundschaft und Treue erschien. Je mehr dieser ein Held der Dichtkunst wurde, erhielten alle Begebenheiten seines Lebens eine sinnvolle Deutung und wurden mit allem Schmucke der, in der nächstfolgenden Zeit durch die Kreuzzüge vorzüglich auf das Morgenland gerichteten Einbildungskraft, bereichert. Daraus entstand eine ausführliche Sage, die den Recken in's Morgenland führt und ihn mit allen Schrecken der Natur und mit unnatürlichen Menschen kämpfen lässt, worin überall das Unglück, das er wirklich erlebte, anschaulich gemacht ist. Jene Ungeheuer sind seine Verräther, der finstere Berg ist sein Gefängniss, ein Greif entführt ihn durch die

Wolken, das ist sein Ehrgeiz, sein Schiff strandet im Lebermeer, das ist der gewaltige Kaiser u. s. w.<sup>1)</sup>

Ein unserem Herzog Ernst, ebenbürtiger Sagenheld ist Heinrich der Löwe. Sein vielbewegtes Leben musste zur märchenhaften Gestaltung mitwirken. Er hatte, wie Wenige, den Wechsel des Glückes, die Härte des Schicksals, die Untreue und den Undank der Menschen erfahren, ihm fehlte im Glücke nur der Königstitel und im Unglücke Alles, selbst die Freunde! Auf zwanzig mit Ruhm gekrönte Jahre folgten fünfzehn andere voll Unglück; nun erblickte man diesen Fürsten nie anders, als verfolgt, unterdrückt und umherirrend, von Unglücksfällen zu Grunde gerichtet. Selbst seinem Gegner, dem Kaiser Friedrich I. entfielen Thränen über den Fall und die schreckliche Veränderung Heinrich's.<sup>2)</sup> Eine spätere Handschrift auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, die auch sein Bildniss wiedergibt,<sup>3)</sup> enthält folgenden Reim:

Ich bin genannt Heinrich der Lew,  
 ein künere Helt gerecht und trew,  
 Von der Elb his an den Rein,  
 Vom Harz bis an die See war mein.

Und seine Herrschaft hatte sich wirklich einmal vom adriatischen bis an's baltische Meer, vom Rhein bis über die Elbe erstreckt!

Für uns hat er, besonders als Gründer der Stadt München, eine hohe Bedeutung. Zwar haben wir in der Tradition sehr wenig Notiz erhalten; einzig der steinerne Löwe, das Wahrzeichen am Leinwandkeller nächst dem Münchner Rathhause und dann die Legende des grossen Onuphrius am Eiermarkt hängen mit Herzog Heinrich zusammen. Desto mehr wusste das Mittelalter davon zu erzählen, zu singen und zu sagen. In Schwaben und am Rheine, sodann in Braun-

<sup>1)</sup> Menzel Gesch. der Deutschen. 1843. S. 239.

<sup>2)</sup> Vgl. Patje: recherches sur les causes de la grandeur et des révers de Henri le Lion. Hannover 1786. Uebersetzt von A. Fr. John: Die Grösse und der Fall Heinrich des Löwen, nach Anleitung der Geschichte mit philosophischem Auge betrachtet. Regensburg 1786. S. 130.

<sup>3)</sup> Von der äusseren Gestalt Heinrichs sagt Otto Morena, ein Italiener und Zeitgenosse desselben: Erat Henricus Dux Saxoniae mediocriter magnus, bene compositus, viribus corporis valens, magnus facie, oculis magnis et nigris, capillis quoque quasi nigris, albis coloris, in divitiis atque potentia pollens, genere nobilissimus et filiae quondam Lotharii imperatoris filius. Der Maler der Wolfenbüttler HS. hat ihm erhabene Gesichtszüge gegeben, grosse Nase, grosse Augen, volle Wangen, doch blasser Farbe, lockiges Haar; sein Haupt ist mit einem Fürstehute bedeckt, von welchem Federn herabwallen. — Der sog. Codex Aureus zu St. Veit bei Prag stellt seine Vermählung mit Mathilde dar; das Bild ist gleichzeitig und wohl Portrait; Heinrich trägt glattes, in der Mitte gescheiteltes Haar und einen vollen runden Bart. (Eine Copie davon ist im Wittelsbacher Museum.)

schweig und Mitteldeutschland, selbst in Oesterreich, hatte die Heldensage einen strahlenden Nimbus um ihn geworfen und ihn dem unvergleichlichen Herzog Ernst an die Seite gestellt. Was nun dazumal in allen deutschen Landen umging, sollte das bei uns, an einer Stelle, wo der Löwe <sup>1)</sup> selbst geweilt, keinen Nachklang gefunden haben? Es bleibt kein Zweifel: dieselbe Rede und Sage ging auch in unserer Stadt, aber sie ist jetzt, wie noch so manches gute Frescobild unter dem Weissquast der Vergessenheit verborgen; lasst uns ein wenig die alte Tünche abklopfen und das sagengefeierte Bild steht wieder vor uns, ohne besondere Restauration zu bedürfen!

Die älteste uns erhaltene Fassung stammt leider erst aus dem XV. Jahrh., doch ist der alte Hauch darinnen gänzlich gewahrt. Die Stuttgarter Bibliothek verwahrt ein mit Bildern geschmücktes MS., welches ein Gedicht von 98 siebenzeiligen Strophen enthält, welches Michel Wyssenher vielleicht um das Jahr 1474 in die vorliegende Form gebracht hat, welches aber nach Worten und Reimen offenbar einer früheren Zeit angehört. <sup>2)</sup> Das Buch hebt an: „von dem edlen Herrn von Braunschweig, als er über Meer fuhr.“

Man sagt uns von grossen Fürsten und Herren, wie die vor manchen Jahren um Ehren und Würdigkeit geworben und um Abenteuer viel fremde Lande durchsucht. Darum so muss ich melden auch von einem Fürsten lobesam, von Braunschweig genannt. Dem kam des Nachts, als er bei seiner liebsten Frauen lag, in Träumen vor, er sollte das heilige Land besuchen, dafür gewinne er dann Lob, Ehre und auch Dank. Die Frau sprach mit freundlichen Augen und weinenden Bitten dagegen, denn das Scheiden, wo zwei gern bei einander sein, ist eine schwere Pein. Er sprach zu seiner Frauen schön, umfing sie zu derselben Stunde und schnitt ein golden Fingerlein entzwei: das behalte allerliebste Frau, dabei sollt ihr mein gedenken.

So bereitete sich mit seinen unverzagten Knechten der werthe Degen und schied fröhlich von Land und Leuten mit gutem Willen, befahl sich unterwegs in Gottes Gewalt und auch der lieben Mutter, dass sie sein sollten pflegen. <sup>3)</sup> Damit kamen sie an das Meer. Da

<sup>1)</sup> Den Beinamen hatte er nicht nur wegen seines aus dem Orient mitgebrachten Löwen, sondern wegen seines unerschrockenen Muthes und seiner grossen Leibesstärke, wie ein Chronist sagt: *Leo cognominatus ob egregia facta.*

<sup>2)</sup> *Massmann Denkmäler.* 1828. I. 122—37. vgl. *Büsching: Volkssagen, Märchen und Legenden,* 1812, S. 213—43, mit Nachweisungen und einem alten reichhaltigen Gedichte S. 449—51. *Grundriss.* S. 185. — *Gräter: Iduna und Hermode.* 1813. Musikbeilage zu Nro. 26. — Citirt ist das Gedicht jedoch schon in *Weckherlins Beiträgen.* S. 75. Nach einem Volksliede auch in *Grimms Deut. Sagen.* II. 241 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. über den Kreuzzug Heinrich des Löwen: *M. J. F. Schmidt dissertatio*

hielt ein Schiffmann einen Kiel bereit, der ward gut mit Habe versorgt; darauf stiessen sie von Land mit Schalle und sangen das alte: „In Gottes Namen fahren wir.“ Als der Herre das grausame Wasser ansah, schlug das Elend ihm unter die Augen und es graute ihm, wiewohl er ein kühner Held war; aber er gedachte an Ehre, Gut und Ritterschaft und an sein Gelübde; so gewann er wieder Manneskraft.

Nun fuhr er manchen Tag im Jahre auf dem wilden Meer, wo sie keines Landes gewahr wurden, bis dass ein grosser Sturmwind kam, der trieb sie alle an einen Platz, da mussten sie also stille liegen und mochten weder hinter noch fort. In grossem Kummer rief er Gott getreulich an einen Winter und Sommer lang, bis alle Speise und Kost zerrann, und alle Knechte von gross Hunger und Leid verdarben. Zuletzt blieb Niemand mehr übrig im Schiff, als der Herr, ein Knecht und des Herren Pferd; das Elend that ihnen gar weh; der Knecht zog des Herren Schwert, stach das Pferd allda zu Tod und zog ihm von Hungersnoth die Haut ab. Das wurde ein Greif gewahr, der kam mit solch grimmen Zorn zu dem Schiffe geflogen, dass der Fürst erschrack. Der Greif war gross und ungeheuer und brachte ihnen Ungemach. Sie legten das Pferd an ein Ende, da schlug er seine Klauen ein, führt' es fort behende und bracht' es seiner jungen Brut in's Nest. Der Herre ging mit dem Knecht zu Rathe: „Nun wird es an uns beide gehen. Wir machen ein Loos; welcher von uns verliert, der stellt sich zuerst dem Greifen dar.“ Sprach der Knecht: „Ach lieber Herr, warum muthet ihr mir das zu; das wäre mir eine Schande und gross Unrecht, dass ich mit Euch sollt' loosen, so wär' ich nicht ein getreuer Dienstmann.“ Den von Braunschweig aber reuete es nicht so sehr um Leben und Gut, als um die lieben Kinder und seine allerliebste Frauen: „Ich han es mir selber gethan; da sie mich bat zu aller der stunde, dass ich daheimen bleiben sollt und ich ihrem Willen und Rath keine Folge gethan, so muss ich auch dagegen nehmen, was es mir zu leiden gibt. So nähete mich in die Pferdeshaut, auch will ich mein gutes Schwert bei mir haben, wo mich Gott oder der Greife hinträgt.“ Dem Knecht dünkte das am besten; er nähete ihn also ein. Gleich darauf kam der

---

historico - geographica exponens Henrici Leonis iter hierosolymitan. Helmstädt 1711. 4<sup>o</sup>. Herm. Körneri Chron. ap. Eccardum. II. 733—40. Lachmann Gesch. der Stadt Braunschweig. S. 42. — Cramer (Jubeljahr 1776. S. 3) erzählt, Heinrich habe am Marialichtmesstage 1171 zu Regensburg mit den Seinen das Schiff bestiegen, auf welchem er öfters zwischen den Steinklippen in die grösste Lebensgefahr gerathen, desswegen er auch die Donau verlassen habe. — Ein kostbares, mit Gold reich verziertes Kleid, so ihm der türkische Sultan verehret, habe er nach seiner Rückkehr zu christlicher Altarzierde angewendet etc.

Greife zu dem Schiffe geflogen, begehrte der Haut, in welcher der Herr stille wie schlafend lag, schlug seine Klauen ein und trug das seinen Jungen, dass sie es essen möchten, in das Haus. Dann hub sich der Alte wieder hinweg. Die Jungen setzten sich, einer nach dem andern darauf, und kneipten darauf los also hart, dass der Herre vermeinte, er müsse verderben und kläglich sterben als ein Schelm (Viehstück, Aas); da gab ihm Gott den Muth, sich aus der Haut zu schneiden und das Schwert zu ziehen; er schlug die Jungen eines nach dem andern zu tode und schnitt ihnen die Klauen ab; die hangen noch zu Braunschweig in der Stadt.<sup>1)</sup>

Nun sah er um sich, wo er in der Welt wäre, gewahrte aber nichts als Himmel und Wald, auch fürchtete er sich, wenn der alte Greif wieder käme und seiner gewahr würde, dass er ihm sein Leben nehmen würde. Gross und hochgelegen war das Nest, davon war nicht zu Thal zu kommen, dann in einer Klamm, da stieg er mit den Greifenklauen sich an den Felsen haltend, hinab. Unten war weit und breit Wildniss; da ass er Wurzeln und Beeren. Darauf ging er also lange, bis er ein gross Geschrei von wilden Thieren vernahm, da gewahrt' er durch dicke Hecken einen Lintwurm und einen Lewen in Streit. Erst verbarg sich der Herr hinter einem Baum und sah zu, wie der Lintwurm dem Leo zustellte und Feuer nach ihm warf, dann aber sprang er dem edlen Thiere zu und nahm das Schwert in die Hand. Sobald das der Leo innen ward, sprang er vor den Herren und neigte sich dem edlen Fürsten zart. Wie der Fürst das von dem Löwen sah, dass er Freundschaft zu ihm begehre, da lief der Herre zur stund den Lintwurm an, schlug auf ihn mit ganzen Kräften und grimmen Zorn; aber kein Streich wollte haften auf ihm, denn er war eitel Horn, da gab Gott seine Hülfe dazu, dass er ihn in den Rachen hineinstach, so tödteten sie den Lintwurm geschwinde. Nun war der Herre von der Arbeit siech und müde, da grub der Leo Wurzeln aus der Erden und auch viel guter Kreuter und bracht' sie dem Werthen; ging auch fürder mit ihm getreue; was er an Hasen und wilden Thieren fing, die bracht' er dem Herren, der sie geass.

Also ging der Fürst manche Zeit in der Wildniss, der Löwe wollte von ihm nicht weichen und war ihm stets zur Seite. So kamen sie an ein Wasser, gross und breit. Hier flocht der Herr nach bester Kunst eine Hürde, legte das auf das Wasser und nahm heimlich von

<sup>1)</sup> Die „Greifenklauen“ waren im Mittelalter ein höchst beliebtes Trinkgefäss. Eine angebliche Greifenklaue befindet sich auch in der Reichen Capelle zu München als Reliquiengefäss. vgl. J. v. Hefner Gelehrten Anzeigen, 1846. S. 145 ff. und Curiositäten. 1811 I. 359 ff.

seinem Löwen die Flucht, denn er fürchtete, käme der zu ihm auf die Hürde, er brächt' ihn um das Leben. Der Löwe aber sprang ihm nach, als er zwei Speerlängen vom Lande war und drang auf die andere Seite der Hürde. Das schnelle Wasser trieb sie zu einem Berge, wo dasselbe zu einem finsternen Loch hineinging. Dachte der Fürst: „nun kommen Arbeit und Elend, die ich daheim begehrt, nun hilf du, kaiserliche Magd Maria!“ Einen Tag und eine Nacht fuhr der Fürst in dem finsternen Loch, dass ihm keines Lichtes Schein ward, bis er einen hellen Karfunkel ersah, der leuchtete, als führte er zur bitteren Hölle. Der Herr stach mit dem Schwert fröhlich darnach, dass ein Stück in die Hürde sprang. Von des klaren Steines Glast gewann der Herre da grosse Freude. Das Wasser aber trieb ihn weiter, bis er aus dem Berge kam; da fiel er auf die Kniee nieder und bat Gott, er möchte ihn zu Leuten bringen, ging darauf ein wenig fürbass und sah eine Burg vor sich; fröhlich pocht er an dem Thore, der Pförtner erschrack, als er einen Mann mit einem Lewen sah, schloss wieder zu und ging vorerst um anzufragen hinauf. (Hier hat das Manuscript ein naives Bild: Heinrich und der Leo vor der Burg, aus der drei „gesnebelte Leute“ herausschauen.) Die Herren gewährten Audienz. Der Herzog ging hinauf mit dem Löwen an der Hand und sah die seltsamen Herren, einen nach dem anderen an, sie hatten alle lange Schnäbel. Die Stelle lautet mit der köstlichen Plastik des Anschauens:

Er hat den lewen in der hende,  
 Die herren hetten all zu mall  
 Lange snebbel manig falt.  
 Von Brüneczwick der edelle fürst  
 Eynen nach dem andern ane sach.  
 Sye worden ye also sere fragen  
 Von mancher hande geschicht.  
 Er künt es yn auch nit gesägen,  
 Wan er verstünd der sprach nicht.

Um nun doch eine Verständigung zu erzwecken, brachten sie eine deutsche Fraue her, die von ungefähr auf der Burg war; ihr that der Herre kund, wie es um seine Sache gelegen wäre und er mit solcher Noth daher gekommen. Dann trug man ihm Speise und Kost vor nach desselben Landes Sitte das beste, so man da wusste. Die Fraue aber hielt sich freundlich zu dem Herrn, das verdross die Geschnäbelten sehr, dass sie Freundschaft zu ihm gewann; Einer stiess den Andern an, und wollten ihn schlagen: da hatzte er den Löwen an sie, der riss die „Schnäbelmüller“ zusammen, wer ihm nahe kam; mit lauter Stimme



schrie der Löwe, dass es in der Burg erhalte; er und sein Herr schlugen sie.

Darauf kam er unter das wüthende Heer, wo die bösen Geister ihre Wohnung haben; einer davon, graus und ungeheuer, begegnete ihm. Da fragte der Herr mit harter Beschwörung, wie es um Kinder und Frau daheim stünde und der Geist gab grimmig zornige Antwort: „Braunschweiger, du sollst wissen, deine Frau will nehmen einen andern Mann.“ Darob erschrack der edle Fürst hart und beschwor den Geist fürder, aber bei Gottes Kraft und seiner grossen Marter, dass er ihn mit dem Löwen vor sein Schloss bringen müsse. Der aber machte zur Bedingung, ob er sich ihm und seinen Gesellen dann zu eigen geben wolle, wenn er ihn vor das Schloss stelle, dazu auch seinen lieben starken Löwen nachtrage. Dahingegen setzte der edle Fürst die Gelobniss, dass erst, wenn der Geist ihn schlafend finde, er sich zu eigen geben wolle. Der Geist lud den Herren ohn' allen Schaden auf, führt' ihn wieder in sein Land und satzte ihn vor seiner Burg ab: „finde ich dich also schlafend — du weisst wohl, was du mir versprochen hast! Nun will ich dir auch deinen Löwen bringen.“ Der Geist schwang sich in kurzer Stund manche Meile; da er schier zurück war, da war der edle Fürst entschlafen. Gott aber hatte ihn allzeit in der acht, also begann der Löwe laut zu schreien, davon der Fürst erwachte, geschwinde warf der Geist den Leo nieder und stob schmähend über den Betrug davon. Der Fürst aber war von Herzen froh, dass ihm Gott geholfen. Mann und Frauen kamen herzu, das Wunder zu schauen; der Fürst war mit langem Haar umhangen, recht ob er ein wilder Mann und Waldbruder wäre. Die Maere kam auch auf die Veste und seiner lieben Frau zu Gehör, wie sollich fremde Gäste da aussen stunden vor dem Thor, die gar geisterhaft gestaltet. Auf stund die Frau mit ihren Dienern und ging zu ihnen hinaus viel balde. Sie aber erkannte ihn nicht, hiess ihn hereinzulassen, das Thier aber nicht. Dagegen sprach der Fürst, er wolle lieber das Leben lassen, als sich von dem Leo trennen, der ihm in Liebe und Leid und grossen Nöthen beigestanden. Da gingen beide ein und man thät ihnen gütlich. Der Herr mit dem langen Barte sah seine Frau gar freundlich an, wollt' sich aber nicht melden, bis er sah, wie es erginge. Viel Herren kamen dort her geritten, die zur Hochzeit geladen waren, man empfing sie wohl mit schönen Sitten, und satzte sie, Grafen, Ritter und Freie, je nach ihrem Adel, an den Tisch; sie wurden fröhlich und begannen zu lachen, ihr Begehren war: der Waldbruder solle ihnen Possen vormachen. Drei oder vier Knechte waren gleich bereit, sie liefen im Hause hin und her, den Herren und das Thier zu holen. Der Frauen Kämmerer aber sprach: Bruder, sag

uns nun neue Märe, wie es in fremden Landen bestellt, ihr dünket mich ein weit gewanderter Mann; habt ihr von unserem Fürsten gehört oder vernommen? Sprach der Fürst: „Ich hab' es alles wohl gehört, sagt' ich euch die Wahrheit recht, so glaubt ihr nicht meiner Worte; ich habe ihn vor kurzer Frist gesehen, er kommt schier wieder heim zu Lande und ist auch frisch und wohl gesund; er war mein Wandelsgenoss und hab von ihm vernommen, käme ich in sein Land und vor seine Burg und Schloss, er habe eine Tochter und einen jungen Herren, die sollt' ich ihm grüssen und auch sein Fraue, der er alles Gut und Ehre getraut.“ Da wollten sie ihn noch um mehr befragen, er aber sprach: „Ich kann euch nichts sagen, Frauen haben langes Haar, wer es merken will und das aus den Augen und aus dem Herzen ist noch ein wahres Wort.“ Die Frau sah ihn immer länger und schärfer an, dann bot sie ihm zu trinken, er aber liess das halb getheilte Fingerlein in das Trinkglas sinken, da leuchtete es, als sie es wieder zu Hand bekam, wie ein Adamas, sie hub es behende, ein Theil war dem andern gleich! Laut auf schrie sie: „Weh! aller meiner Ehre! Ich hau wieder das Gemachel funden, meinen lieben Mann und lieben Herrn.“ Ohne Missewenden ging sie zu dem edelen Fürsten, empfing ihn mit ganzen Treuen gar lieblich: „Genade mir, edler Herre mein, ich will büssen was ich an Euch verbochen.“ Da sprach der edle Fürste zart: „Schweiget, schöne Frau, nehmt es Euch nicht an so hart, wir wollen es bei dem besten bleiben lan, weil ihr noch euer weiblich Ehre habt; hätt' ich die also versäumt, ich weiss nit, wie es gangen wäre.“ Da nun die Märe hörte, der die Frau wollte genommen haben, da ging er vor den Fürsten lobesam und sprach: „Ich gebe mich ganz in euere Gewalt, thut mit mir, was Ihr wollt.“ Der edle Fürst aber sprach gar balde: „Wäre ich in fremden Landen verdorben, so wärest du mein Mötwil gewesen, hast du hie heimen nach Ehren geworben, so trage ich dir nichts nach; kein Urtheil ich über dich finden kann, bleib bei mir, vor als nach, als ein getreuer Dienstmann.“

Also kam der Fürst mit Gottes Hilfe in seinem Lande wieder in sein Gut und Ehre. Darauf lebt' er noch sechs und zwanzig Jahre mit seiner Frau. Da nun die Zeit und der Tag kam, dass der Herre sterben sollte, <sup>1)</sup> da erhub der Leo die grösste Klage, wie kein Mensch noch erhört hat. Er legte sich zu ihm auf das Grab und kam nimmer von dannen, bis er auch sein Leben aufgab. Darum ward zur Urkunde ein hübscher Leo zu Braunschweig auf dem Schlosse gegossen und auf-

<sup>1)</sup> Heinrich starb am 6. August 1195 zu Braunschweig, ohne je auf die baye-rischen Lande ausdrücklich Verzicht geleistet zu haben.

gerichtet. — Vielleicht behielten davon die bayerischen Herzoge das Mittelalter hindurch die Vorliebe bei, einen tüchtigen zahmen Löwen an ihrem Hofe zu halten.

Die Sagen vom Herzog Ernst und Heinrich dem Leo sind in einander übergegangen, wer von beiden die Priorität in Anspruch nehmen kann, ist unbestimmbar; nur die Fahrt durch die Luft ist eine selbständige Zuthat; merkwürdiger Weise ist es hier nicht der Teufel selbst, der ihn transportirt, sondern der Herzog geräth unter das wilde Heer und ein dienstbarer Geist desselben übernimmt die Beförderung, die, wie Cäsarius von Heisterbach ausführlicher erzählt, in Wuotans Mantel vor sich geht.<sup>1)</sup> Die Sage trägt einen gar treuherzigen Charakter und ging auch in ein weitverbreitetes prosaisches Volksbuch über. Das Ganze ist wie Görres treffend sagte,<sup>2)</sup> im Geiste der altsteinernen Ritterbilder, die auf den Grabmälern mit gefalteten Händen knieen, während oben aufgehängene Strausseneier, Greifenklauen und Seeungeheuer in dem dunkeldämmernden Gewölbe schweben und von den Thaten im hl. Lande als stumme Zeugen erzählen.

Von dem Einfluss des Braunschweiger Hofes auf die Poesie, wird im nächsten Abschnitte die Rede sein. Wir beschränken uns hier auf das Nibelungenlied, das Kronjuwel der volksthümlichen Epen, welches bald nach dieser Zeit zum Abschlusse kam und in letzter Instanz nach Bayern fällt.

Der innerste Kern und der Grundgedanke der Sage ist mythisch oder wenn man lieber will, ein Stück der allerältesten Tradition: Was der Thrakisch-hellenische Linosgesang für die Griechen, was die Mänerosklage für die Aegypter, ist das Nibelungenlied und die Klage für die Germanen und Sachsen: dass ein wunderbar ausgerüsteter, herrlicher Held, in der Sonnenhöhe des Glückes, einen plötzlichen, tragischen Untergang erlitten, der dann ein ganzes Menschengeschlecht mit nachgezogen habe. Es ist die Urtradition aller Völker, nur individuell überkleidet, von den Jahrhunderten neu gestaltet und in historischer Zeit neu localisirt.

Die Vermuthung ist nicht gewagt, dass unter den von Karl dem Grossen gesammelten Heldenliedern des deutschen Volkes auch Sigfrids-

---

<sup>1)</sup> Vgl. über diese Heimkehrsagen Grimm Myth. 980. Wolf Beiträge I 4 ff. und dessen Zeitschrift I. 63. Simrock Myth 219 ff. Schambach und Müller Niedersächs. Sagen. 389 ff. Menzel Odin. S. 94 ff. Rochholz Schweizersagen. II. 114. — Auch der edle Möringer wird schlafend auf den Heimathboden versetzt. vgl. Uhland in Pfeiffers Germania IV. 95.

<sup>2)</sup> J. Görres Volksbücher. 1808. S. 90.

lieder gewesen sein mögen.<sup>1)</sup> Er mochte sie zunächst von den Sachsen erhalten haben, denn auf dem hessischen und westfälischen Boden hatte die Sage zuerst wieder Wurzel geschlagen.<sup>2)</sup> Als aber Karl dahin das Schwert und das Kreuz brachte, zog ein Theil der unbeugsamen alten Häuptlinge und ein gut Theil des Volkes weiter nördlich, fuhren über die See und fanden eine stille Insel, wo sie sich wieder fühlten als das was sie waren, als freies Volk, und als solches dachten sie zu leben und zu sterben, treu ihrem alten Glauben und den alten Göttern. Aber das Christenthum kam auch nach Island und die starrköpfigen Heiden, die erst davor geflohen waren, liessen sich gerne taufen, doch den alten Glauben behielten sie noch lange nebenbei und ihre ehernen Sitten und ihre alten Lieder, die dann, fast um dieselbe Zeit als auch in Deutschland derselbe Stoff seinen Abschluss gewann, von einem christlichen Bischof gesammelt und in Schrift gebracht wurden, ehe der Hort des schwimmenden Volkes völlig verflieg. Das ist die Edda, die eine Hälfte des entzweigebrochenen Ringes der Volksüberlieferung ist, der an das in deutschen Landen erhaltene andere Erbstück merkwürdig passt und selbes zu einem Ganzen rundet ergänzt und vollständig macht.

Die in deutschen Landen zurückgebliebenen Trümmer waren in andere Marken übergetragen und weiterverschleppt; es ging ihnen wie den anderen Dogmen des alten Götterglaubens, die im veränderten Gewande umgingen und fortlebten, verschiedenartig localisirt und zeitgemäss säcularisirt.

Das grosse Dunkel, das über diesem heimlichen Entwicklungsprozess liegt, wird durch die Nachricht plötzlich erhellt, Meister Konrad, ein Schreiber des Bischof Pilgrim von Passau, habe die Lieder zuerst in lateinische Form gebracht. Er hatte an diesem Stoffe dasselbe gethan, was Eckkehart zu St. Gallen mit dem Waltharius und der Ruodliedsänger zu Tegernsee mit deutschen Stoffen versucht hatten: den heimathlichen Stoffen ein künstlerisches Gewand im Sinne der ihnen zu Gebot stehenden Bildung überzuwerfen, sie zu veredeln und zu heben und dem bevorstehenden Verfall zu entreissen. Aber unser Stoff hatte zu viel Lebenskraft in sich, er brach sich durch und rang sich frei und gestaltete sich selbständig neu zu einem Ganzen auch ohne die fremde Hülfe der Gelehrten. Aber etwas blieb er doch hängen an der neuen Erde, von da an schreibt sich der Zug durch das Bayerland und die

<sup>1)</sup> Timm das Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache ein Urbild deutscher Poesie. Halle 1852. S. 56.

<sup>2)</sup> Vgl. die ausgezeichneten und ausgebreiteten Studien von Rassmann: Die deutsche Heldensage und ihre Heimath. Hannover 1857 u. 1858. 2 Bde.

Einführung der Heunen, die an Stelle der früheren Marsen treten mussten. Die Reise der Nibelungen in's Hunnenland ist, wenn man so sagen darf, die Literaturgeschichte des Liedes selbst. Sie zeigt von der über die deutschen Marken hinausfluthenden Verbreitung und von der lebendigen Aufnahme, von dem Uebergehen in wirkliches Leben und von dem letzten Uebertragen auf historische Personen. Wie dieses erreicht war, stand der flüssige Stoff fest und verhärtete, es gab Sprünge und Risse dabei, denn die Materie war in der langen Zeit eine leichtere geworden und fremdartige Influenzen hatten nicht zum Vortheil darauf gewirkt.

Ueber den Schreiber des Passauer Bischofs sind die Gelehrten in so weit einig geworden, dass seine Arbeit in der Zeit von 970 bis 984 geschehen sein müsse.<sup>1)</sup> Dieses sein Werk wurde die Grundlage des uns überlieferten Gedichtes, welches aber seitdem zum mindesten viermal überarbeitet wurde. Den ältesten Theil bildet unstreitig der Sachsenkrieg, darauf kam Konrad, ein weiterer Poet machte die Märe wieder deutsch, Einer fügte die Klage hinzu und der letzte goss endlich um's J. 1200 die Form darüber, in welcher uns das Werk heute noch vorliegt. Doch ist auch hier wieder ein verzweiflungsvoller Umstand dabei, wir haben leider keine von irgend einer Autorität beglaubigte Vulgata; von den bis jetzt bekannt gewordenen siebenundzwanzig Handschriften (worunter jedoch kaum zehn vollständige sich befinden) sind die meisten durch Auslassungen, Willkürlichkeiten, wohlgemeinte Verbesserungen und Ungereimtheiten der Abschreiber so entstellt, dass der bessere und uns erreichbar ältere Text nur mit Mühe und nach vielen Irrwegen aus acht zum grösseren Theile defecten Handschriften zu gewinnen war.<sup>2)</sup>

Die Gelehrten und voraus Lachmann, der nun einmal zum Homeriden-Wolf an den Nibelungen werden wollte, hatten sich alle mögliche Mühe gegeben, die „ältesten Lieder“ aus dem Epos wieder zu gewinnen — das ist aber ein vergebliches Bemühen und ein nutzloses Reconstruiren. Dass solche dem Gedichte zu Grunde liegen, ist kein Zweifel, der häufig noch herausklingende Stabreim allein wäre schon ein Beleg dafür,<sup>3)</sup> aber selbe wieder zu gewinnen, ist unmöglich, sie sind verschmolzen, verhämmert und überarbeitet, der geistige Gewinn aber wäre jedenfalls unerheblich, denn über die Edda, die unsere Sage

<sup>1)</sup> Holtzmann Untersuchungen über das Nibelungenlied. Stuttgart 1854. S. 125 u. 130.

<sup>2)</sup> Vgl. Holtzmann das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt, nebst den Veränderungen des gemeinen Textes und Wörterbuch. Stuttgart 1857. (Darnach sind auch unsere späteren Citate der Strophenzählung.)

<sup>3)</sup> O. Vilmar Reste der Alliteration im Nibelungenliede. 1845. 4<sup>o</sup>.

in unvergleichlich mehr prägnanter Form und mit älterem Erzgehalte gibt, ist doch nicht hinauf oder hinauszukommen. Lachmann gegenüber hatte bereits W. Müller, W. Menzel, van der Hagen und Holtzmann an der Idee eines grossen Dichters festgehalten, der zu den herrlichsten Geistern der Nation gehöre, der über dem mächtigen Werke sich selbst vergessen, der sich aber in dem ritterlichen Spielmann Volker abgespiegelt habe u. dgl. Andere dagegen hielten den Dichter für eine höchst mittelmässige Capacität, etwa für einen Bänkelsänger und herumfiedelnden Blinden. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die letztere Ansicht aber möchten wir wohl nur bildlich gebraucht wissen, insofern der Dichter über die ursprüngliche Bedeutung seines Stoffes wirklich blind war und von dessen innerstem Kern keine Ahnung mehr haben konnte; doch immerhin gehörte noch eine höchst respektable Kraft dazu, um den bereits sich auflösenden und in Trümmer bröckelnden Stoff zusammenzufassen und im Ganzen zu festen, so dass er trotz den verlorenen Bruchtheilen noch mit eiserner Geschlossenheit vor uns steht. Aber gerade desswegen, weil der Poet nicht aus dem eigensten Innern schaffen und gestalten, weil er das Ueberlieferte nicht als sein erfundenes Eigenthum behandeln konnte, desswegen ist uns auch kein Name gewahrt; es ist derselbe Fall, wie bei manchem deutschen Münsterbau, wo über dem Plane und der Ausführung so vielerlei Hände thätig gewesen sein mochten, dass kein Einziger das vollendete Werk für seine eigene einzige Schöpfung auszugeben im Stande gewesen wäre. —

Wie ein alter Königspalast, an dem Jahrhunderte gebaut haben, steht das gewaltige Lied der Nibelungen vor uns; aus grauer Heidenzeit, wurzelnd und verwachsen in der Mythe, stammt das Fundament, dessen Geschiebe selbst die philosophische Geologie vergeblich zu enträthseln bestrebt gewesen. Darauf hat sich in den folgenden Dynastien das Mittelwerk erhoben: byzantinischer Schmuck, Säulenwerk aus vorkarolingischer Zeit und Rundbogenstyl standen etwa zusammen; erst als in der Folge neuer Anbau hinzugekommen, neue Thürme angeschossen und der allseitigen Buntfarbigkeit zu viel geworden, hat der letzte Besitzer daran gedacht, eine einheitliche Façade über das so Zusammengetragene und Zusammengewachsene zu werfen — und so ist es uns heute noch erhalten. Doch ward beim letzten Um- und Ueberbau wohl Vieles, was dem Totalüberblick und Eindruck im Wege gestanden, niedergerissen und abgetragen und nur dem kundigen Auge sichtbar erscheinen noch innen im Bau die früheren Wege, Stege und Gänge, die einst anderswohin geführt haben und nun plötzlich verschwinden. Der letzte Dichter der Nibelungen war kein feingebildeter Architekt nach unseren Begriffen, auch kein gemeiner geistloser Handlanger, aber ein tüchtiger Maurer-

meister, der eben desshalb doch etwas mehr Bleibendes und Praktisches hinzustellen wusste, als der gute im Formelwesen der klassischen Idealität befangene Meister Conrad.

Wir wären nicht abgeneigt, das zweifelhafte Verdienst, die heidnische Historie christianisirt zu haben, auf seine Rechnung zu stellen. Er vermenschlichte die fast überirdischen Heldenfiguren etwas, liess sie zur Kirche gehen, setzte seinem Bischof ein schmeichelhaftes Gedächtniss damit, mehr aber vermochte er kaum, ausser der schon angedeuteten Uebertragung auf die bayerische und weiter benachbarte Geographie; die in den nächsten Jahrhunderten folgenden Ueberarbeiter costümirten dann die hohen Frauen und Recken gewissenhaft nach dem Schnitte und Geschmacke ihrer Zeit, die sie gerade vor Augen hatten, kleideten sie zeitgemäss und schliffen die ehemals alliterirenden Stäbe zur schönen glatten Nibelungenstrophe, wobei Manches, was gar zu sehr die alte ungebändigte Unbändigkeit an sich trug, noch weislich geglättet und eben gemacht wurde.

Betrachten wir noch einmal den Passauer Schreiber und dessen Bischof Pilgrim. Letzterer, welcher in den Jahren 970—991 wirklich auf dem kirchlichen Stuhle sass, tritt zu unserer Ueberraschung in den Nibelungen und in der Klage als handelnde Person auf, ja er ist sogar zu einem Verwandten der alten burgundischen Könige gemacht und mit Attila in eine anachronistische Constellation gebracht. Wie ist das zu erklären? Das konnte, wie Holtzmann klar darlegt,<sup>1)</sup> nur von einem Dichter geschehen, der den Bischof kannte und der zu einer Einmischung, zu der alle innere Veranlassung fehlte, eine äussere hatte. Ist das Zeugnis der „Klage“ ächt, dass nämlich Pilgrim durch seinen Schreiber Konrad die Sage habe aufzeichnen lassen, dann ist es sehr begreiflich, dass dieser zugleich seinem Herrn und Gönner ein Denkmal setzen wollte und desshalb eigenmächtig und gewaltsam einen Bischof Pilgrim von Passau in die Sage einmischte. Von diesem erdichteten Pilgrim rühmte er, dass er ein Oheim der burgundischen Könige war:<sup>2)</sup> damit wollte er anzeigen, dass der historische Bischof, sein Herr, mit Königen verwandt war; von dem erdichteten Pilgrim erzählt er, dass er Krimhild ermahnt habe, ihren Gemahl, den Hunnenkönig Etzel, für das Christenthum zu gewinnen;<sup>3)</sup> damit wollte er in poetischer Weise den

<sup>1)</sup> Untersuchungen S. 121.

<sup>2)</sup> Frau Uote, die Mutter der Burgunden und Kriemhilds, ist Pilgerims Schwester (Str. 1456).

<sup>3)</sup> Str. 1357: der bischof minneklîche von siner nifteln schiet;  
daz si den künic bekêrte, wie vast er ir daz riet.

Antheil, den der historische Pilgrim durch die Ungarnkönigin Sarolta an der Bekehrung der Ungarn hatte, verherrlichen; die Ungarn waren seit der Lechfeldschlacht (955) für die Deutschen keine gefürchteten Teufel mehr, sondern zahmgemachte Heiden, die durch eine christliche Königin civilisirt werden sollten. Endlich wird in der Klage von dem erdichteten Pilgrim berichtet, dass er aufs sorgfältigste alle Nachrichten über die alte Sage aus dem Munde der Spielleute gesammelt und aufgezeichnet habe; damit will der Dichter preisen, dass der historische Pilgrim wirklich zum ersten Male die alte Sage durch ihn habe aufschreiben lassen. Die Worte, welche dem erdichteten Pilgrim in den Mund gelegt werden: <sup>1)</sup> v. 3464 ff.

ez ensol niht sô beliben  
 ich wil allez lâzen schrîben  
 die stürme unt der recken nôt  
 unt wie si sîn beliben tôt.  
 wie ez sich huob unt wie ez kam  
 unt wie ez allez ende nam. —  
 darzuo so wil ich vrâgen  
 von iegelîches mâgen,  
 ez sî wîp oder man,  
 swer iht dâvon gesagen kan. —  
 dâ vinde ich wol diu maere,  
 wand ez vil übel waere  
 ob ez behalten würde niht:  
 es ist diu groeziste geschiht  
 diu zer werlde ie geschâch —

diese Worte dürfen unbedenklich dem historischen Pilgrim zugegeben werden. Wenn nun der Dichter sich den Schreiber des Bischof Pilgrim von Passau nannte, so konnte hier absichtlich der historische von dem erdichteten Bischof nicht unterschieden werden, und wenn dieses auch nicht der Fall war, konnte doch derjenige, welcher im Anfange des XIII. Jahrh. die Klage schrieb und gewiss von dem historischen Bischof nichts wusste, sehr leicht die Sache so auffassen und darstellen, als ob der Dichter Konrad nach den Berichten des Spielmanns (König Ezzels) die Sage aufgeschrieben habe. Auf diese Weise gibt Holtzmann über die Einmischung Pilgrims eine sehr natürliche und vollkommen befriedigende Erklärung. Der Dichter hat, wie das die mittelalterlichen Künstler und Bildhauer gerne übten, das Portrait seines Herrers als passendes Compliment auf eine ideale Figur gemalt, er hat

<sup>1)</sup> Ausgabe von Vollmer. 1843. S. 326.

dasselbe gethan, wie mancher Maler, der seinen bayerischen Herzog unter der Gestalt seines Namenspatrones abconterfeite, ohne desshalb damit aussprechen zu wollen, dass der fragliche Herr wirklich ein Heiliger gewesen.

Dass der Dichter, welcher die letzte Hand an das Lied gelegt hat, ein Bayer gewesen, kann wohl füglich nicht behauptet werden. Zwar wird das Bayerland oft genannt, nicht nur die Boten Etzels ziehen mit Rüedeger ungefährdet durch auf der Fahrt nach dem Rhein zur Werbung (Str. 1197), auch die bräutliche Witwe kommt auf ihrer Reise über die Donau und herbergt mit ihrem Ingesinde zu Pledelingen und Passau. (Str. 1321 ff.) Pledelingen (Str. 1324) wo Kriemhild Gemach erhält und bewirthe ist, wäre vielleicht das an der Isar gelegene Plattling;<sup>1)</sup> zu Passau sind Kaufleute (Str. 1325), welche die Frau schön empfangen, die Nibelungen waren unterdessen aber nicht beraubt worden. Wärbel und Swämmelin fahren später wieder durch an den Rhein (Str. 1455 ff.); auch ein „vogt in Beyerlande Gelpfrât“ wird genannt (Str. 1582), durch dessen Marken die Burgunden reiten. Gelpfrât hat weiter unten einen Bruder Namens Else, der eine Mark an der Donau hat, hier ist der Ferge, den der grimme Hagen erschlägt und auf dessen Schiffe er die Helden in das „unbekannte Land“ hinübersetzt; hier aber schon nicht mehr auf bayerischem Boden ist der Spuck mit den Meerweibern, den Schwanjungfrauen,<sup>2)</sup> die Adrians Kind den Untergang prophezeien, hier macht Hagen die Probe und wirft den Kapellan ins Wasser, der allein aus der dem Untergang geweihten Reisegesellschaft mit dem Leben davonkommt. Die Strassen in Bayern sind unsicher; räuberisches Volk wohnt da und die Helden reiten mit dem Schild vorsichtig vor dem Leibe. (Str. 1640.) Das Alles kann ein Bayer nicht von seinem Lande gesungen haben, das war nachbarliche Meinung. Die Bayern galten das ganze Mittelalter hindurch als böse Leute, streit- und trinklustig und räuberisch; allein sie mochten sich trösten mit dem Leumund der Schwaben, Franken, Hessen und Oesterreicher, der in vielen Dingen noch übler lautete; die Burgunder wären

<sup>1)</sup> Die geographischen Räthsel und Lücken des Liedes würden jedoch durch diese Annahme nur vermehrt. Plattling liegt auf der rechten Seite und dazu noch weitab von der Donau, auch Passau liegt auf der rechten Seite; also müssten die Nibelungen die Donau schon früher passirt haben und doch setzen sie hinter Passau zuerst über den Fluss; wie wären sie also von Osterfranken herübergekommen? Der Dichter, der so gegen das Geographische verstösst, kann kein Bayer gewesen sein.

<sup>2)</sup> Eine heisst Hadeburc (Str. 1571), die andere Winelint (Str. 1575). vgl. Grässe Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters. Dresden 1850. S. 38 ff. Ueber das Verwandeln der Walkyren in Schwäne ibid. S. 85 ff. Simrock Mythologie. S. 391.

sogar ganz sicher gereist, hätte Hagen nicht Todtschlag zuvor geübt, so mussten sie sich's gefallen lassen, angerannt zu werden. Gelpfrät wird später von Dancwart erschlagen. (Str. 1654.) Auf der Reisetour vom Main (Möune) wird noch Swanfelt in Osterfranken genannt (Str. 1561) und später unter Passau Moeringen (Str. 1631) „dâ dem Elsen vergen was der lip benomen“ und die Helden übersetzten. Der Name eines bayerischen Recken, Amelrich, der einer Feindschaft wegen aus Bayern floh und bei dem Fährmann lebte, ist gleichfalls gewahrt.<sup>1)</sup>

Die ehemals so berühmte Hohenemser Münchner Handschrift, die Lachmann seiner Edition zu Grund gelegt hatte, ist unterdessen durch Holtzmanns Forschungen ihres guten Rufes verlustig geworden, da er evident nachgewiesen hat, dass sie den schlechtesten Text bietet; glücklicher ist die Pergament-Handschrift, welche Wiguläus Hund zu Prunn bei der Altmühl fand und im J. 1575 an die Münchner Bibliothek schenkte; sie wird in zweiter Reihe neben der sog. Lassberg'schen Handschrift, die durch die neueste Kritik wieder ungetheiltes Ansehen genießt, zugelassen, leider bietet auch sie zum grösseren Theile (von Str. 268 an) schon den überarbeiteten, gemeinen Text.

Das Nibelungenlied berührt uns hier nicht weiter. Aber das eine ist doch bemerkenswerth, dass gerade mitten im Mittelalter, an der Grenze unseres Landes in der Ueberfahrt der Nibelungen, noch einmal die alte Mythe auflodert. Die Donau ist der Todesstrom für die Burgundenhelden, die Fahrt geht hinüber in das „unbekannte Land,“<sup>2)</sup> wie der Dichter selbst sagt. Ihr Charon ist der schreckliche Hagen, der Alle ganz allein überfährt. Er ist der Riese Hrymr mit allen Niflheimern im Todtenschiff Naglfari und eins mit dem Riesen Loki, der Muspels Söhne fährt. Vielleicht ist das Hiunen- und Heunenland selbst im Namen das Todtenreich, da Heune im Ostfriesischen noch die Leiche heisst und bei uns der Freund Hain den Tod bedeutet? Hagen aber ist im Namen selber des Todes Stachel und Hacken und sein steter Gefährte Volker, der Fiedler, spielt zum Todtenreigen auf, er wäre der Spielmann Egdir, welcher fröhlich zur Verwüstung harfenirt!

<sup>1)</sup> H. Haas hat in seiner Abhandlung über „die Nibelungen in ihren Beziehungen zur Geschichte des Mittelalters“ (Erlangen 1860) viele interessante Anknüpfungspunkte gefunden, doch sind viele seiner Erklärungen allzu gesucht und manche, z. B. dass Wirnt von Grävenberg der Dichter des Liedes sein müsse, völlig haltlos.

<sup>2)</sup> Str. 1607: Hagene was dâ meister, des fuort er über sant vil manegen küenen recken in daz unkunde lant.